

DIE ZEIT DAS
LITERARISCHE
Menü

Ausgewählte ZEIT-Artikel über das

ERINNERN

ERINNERN

DIE  ZEIT DAS
LITERARISCHE
Menü

ERINNERN

Jeder kennt das: Ein Moment verstreicht, doch er lässt uns nicht los. Je mehr Zeit vergeht und je weiter er sich somit von uns entfernt, desto größer ist sein Einfluss auf uns. Für dieses komplexe Ineinandergreifen von Vergangenheit und Gegenwart gibt es einen einfachen Begriff: Erinnerung. Freud erkannte im Erinnern den Grundstein unserer Psyche; für ihn stand fest, dass das menschliche Bewusstsein am Ende einer »Erinnerungsspur« entsteht. Auch die Literatur verbindet ein inniges Verhältnis zum Einstigen. Nicht ohne Grund werden die meisten Geschichten in der Vergangenheitsform, in einem »epischen Präteritum« erzählt: Analog zur menschlichen Psyche entstehen Erzählungen am Ende von Handlungsspuren.

Dieses Menü erschließt, wie unterschiedlich die Wechselwirkung von Vergangenheit und Gegenwart ausfallen kann. Anne Rabe beschreibt in dem Ausschnitt ihres Debütromans *Die Möglichkeit von Glück*, wie gemeinsame Erinnerungen das emotionale Gefüge einer Familie prägen und formen. Die berühmte Madeleine-Szene aus Marcel Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* stellt die Frage, ob Erinnerungen stets in der Vergangenheit verhaftet bleiben müssen oder von Neuem durchlebt werden können. Zuletzt zeigt Ulla Hahn in ihrem Gedicht *Älterwerden*, wie mit fortschreitendem Alter der Stellenwert von Erinnerungen steigt. Alle drei sind Texte, die man schon nach einmaliger Lektüre nicht mehr vergisst.

Florian Eichel

Vorwort	5
Das Buch der Stunde	11
<i>Anne Rabes Bestseller <i>Die Möglichkeit von Glück</i> zählt zu den Überraschungserfolgen des Jahres 2023. Er fügt sich perfekt in die Ost-West-Debatte ein.</i>	
Von Ronald Düker	
Was die Kriegskinder wissen	15
<i>Die Jahre vor und nach 1945 wurden in der DDR nie wirklich diskutiert. Erst jetzt fragen viele 50- bis 60-jährige Ostdeutsche nach den Erlebnissen ihrer Eltern.</i>	
Von Jana Hensel	
»Alles offen, alles da!«	23
<i>Hypochonder, Snob, Menschenbeobachter und tabuloser Stilist: Zum 150. Geburtstag von Marcel Proust sprechen die Romanistin Barbara Vinken und der Schriftsteller Jochen Schmidt über den französischen Schriftsteller.</i>	
Interview: Ijoma Mangold	

Wie war das noch mal?

33

Die unvergesslichen Momente – plötzlich vergisst man sie doch. Wie man es dennoch schafft, seine Erinnerungen zu bewahren. Und warum wir manchmal froh sein können, nicht alles so im Kopf zu behalten, wie es gewesen ist.

Von Michael Allmaier

**Wir haben vergessen,
zu vergessen**

48

Beinahe jedes Foto von uns ist heute online. Was macht das mit Erinnerungen? In den Zehnerjahren wurde es schwer, die Kindheit zu vergessen und die Jugend zu verklären.

Von Wenke Husmann

Wenn Sie diese ZEIT-Artikel mit Ihren Gästen teilen möchten, können Sie sie unter shop.zeit.de/download als PDF herunterladen und per Mail weiterleiten.



Anne Rabe, geboren 1986, ist Dramatikerin, Drehbuchautorin und Essayistin. Ihre Theaterstücke wurden mehrfach ausgezeichnet. Als Drehbuchautorin war sie Teil der Kultserie *Warten auf'n Bus*. Seit mehreren Jahren tritt sie zudem als Essayistin und Vortragende zur Vergangenheitsbewältigung in Ostdeutschland in Erscheinung. Anne Rabe lebt in Berlin. *Die Möglichkeit von Glück* ist ihr Prosadebüt.

Das Buch der Stunde

Anne Rabes Bestseller Die Möglichkeit von Glück zählt zu den Überraschungserfolgen des Jahres 2023. Er fügt sich perfekt in die Ost-West-Debatte ein.

Von Ronald Düker

Die Möglichkeit von Glück heißt der Debütroman von Anne Rabe, der, obwohl schon im Frühjahr erschienen, erst jetzt die längst verdiente Aufmerksamkeit erfährt. Er galt zumindest als Mitfavorit für den gerade an Tonio Schachinger vergebenen Deutschen Buchpreis und erklimmt seit drei Wochen auch die Bestsellerliste. Woran liegt's? Man muss vorwegschicken, dass Rabe, die bisher als Dramaturgin, Drehbuchautorin und Essayistin gearbeitet hat, hier ein literarisch höchst überzeugendes und allein deshalb lesenswertes Buch geschrieben hat. Es sind aber auch die nichtliterarischen Umstände, die es so brisant und nötig machen, dass man es unserer Zeit einfach dringend ans Herz legen will.

Der immense Erfolg der AfD, obwohl kein exklusiv ostdeutscher Schrecken mehr, steht ja bis heute für den Ost-West-Graben, über den hinweg um alles Mögliche gerungen wird (Wärmepumpen, Russland, Migration, Demokratie und so weiter).

Und er sorgt für einen Verständigungsbedarf, auf den der Buchmarkt auch länger schon reagiert. Es boomt, im Dienst einer innerdeutschen Ethnologie, die Aufklärungsliteratur, zu der man so unterschiedliche Bücher zählen kann wie zum Beispiel Ines Geipels *Umkämpfte Zone*, Daniel Schulz' *Wir waren wie Brüder*, Dirk Oschmanns *Der Osten: eine westdeutsche Erfindung* und Katja Hoyers *Diesseits der Mauer*. Und nicht zu vergessen: der jüngste Trubel um Charlotte Gneuß' Roman *Gittersee*. Der beschäftigte auch die Jury des Deutschen Buchpreises, die dieses Buch auf ihrer Longlist geführt hatte.

Die Frage war, ob einer Autorin, die im Westen geboren ist, ihre Fiktion über das Leben in der DDR der Siebzigerjahre überhaupt zusteht oder ob der Ost-Kollege Ingo Schulze nicht völlig im Recht war, als er ihr dafür, als literarischer Edel-Faktenchecker, eine Mängelliste womöglich falsch gezeichneter Requisiten und Tonfälle präsentierte.

Das nicht nur bei dieser Gelegenheit für essenziell erklärte Problem der »Sprecherposition« (wer spricht von wo aus und mit welchem Recht über was): Es stellt sich für Anne Rabe durchaus auch – nur etwas anders, nämlich nicht geo-, sondern biografisch. Rabes Erzählerin Stine ist im Osten geboren, aber erst 1986 und damit zu spät, um aus eigener Anschauung kompetent von der DDR zu erzählen. »Jeder weiß«, so erklärt es Stine, »wo er am Tag des Mauerfalls war, und wird sich vermutlich immer daran erinnern. Ich lag in meinem Kinderbett und habe das ganze Spektakel verschlafen.«

Zwar ist diese Stine nicht Anne und der Roman, als Roman, natürlich mit allen Freiheiten der Kunst gesegnet. Es ist aber Anne Rabe selbst, die die Weichen auf autofiktionale Verbindlichkeit stellt: Nicht nur das Geburtsjahr hat die Schriftstellerin mit ihrer Heldin gemein, auch den Geburtsort, der im Buch zwar nicht genannt, allerdings, als Wismar, leicht wiederzuerkennen ist. Doch rückt vor allem die Textgestalt, die Fiktion in den Hintergrund. Rabe meistert ein Hybrid aus ganz eigen klingenden, dabei in sich absolut konsistenten Zungenschlägen; mal poetisch, wie in den kursiv gesetzten inneren Monologen der Erzählerin, mal dokumentarisch

ernüchert. Der Roman stützt sich auf Interviews und enthält ein Quellenverzeichnis, in dem Archive und Sekundärliteratur verzeichnet sind, er referiert gesellschaftswissenschaftliche Studien und ähnelt über weite Strecken überhaupt einem Sachbuch.

Auf diese Weise verquickt Anne Rabe das Kleine mit dem Großen, also die eigene Familiengeschichte mit einem Soziogramm der ostdeutschen Nachwendjahre. Und erschafft – so plastisch sie ihren intimsten Privatkosmos zeichnet – vielleicht genau das, was die große »Ethnologin ihrer Selbst«, nämlich die Nobelpreisträgerin Annie Ernaux, einmal als »unpersönliche Biografie« bezeichnet hat.

Besonders gemütlich geht es dabei weder im Großen noch im Kleinen zu. Opa war kein Nazi? Ein im Westen schon lang gespielter Gassenhauer. Dass die historische Brutalisierung des Nationalsozialismus aber auch (und vielleicht gerade dort) weiterwirkte, wo dieser, unter antifaschistischer Staatsflagge, besonders demonstrativ ad acta gelegt werden sollte, ist hier das Ergebnis einer Familienaufstellung über drei Generationen. Was sagt denn der Opa (der die Mutter immer so brutal behandelt hat)? »Weißt du, Stinchen, ich kam aus dem Krieg, für mich gab es nur eins: Nie wieder Faschismus!«

Und die Mutter? Es sind unerquickliche Gespräche, die die Erzählerin mit ihr führt. Stine ist längst erwachsen, als sie sich, nur zum Beispiel, über die Zustände informiert, die in den sogenannten Jugendwerkhöfen der DDR herrschten: »Die Kinder aus dem Jugendwerkhof mussten sich an den Tagen, an denen die Chemie auf die Äcker gesprüht wurde, am Rand der Felder aufstellen. Sie wurden genau wie das Land mit Schädlingsbekämpfungsmittel besprüht. Ihre besudelten Kleider markierten für die Aufseher, welche Felder von den Flugzeugen schon überflogen worden waren und wo noch gesprüht werden musste.« Davon also berichtet Stine ihrer Mutter am Telefon. Und die? »Mutter sagte, dass sie gerade erst nach Hause gekommen sei, dass sie noch einkaufen müsse, damit es heute Abend für Vati Flügelchen geben könne, und dann sagte sie: ›Ich kannte Leute, die da gearbeitet haben. Die wollten nur das Beste für die Kinder.«

Dieser Roman handelt davon, wie tief die Gewalt dieses so gewaltgesättigten 20. Jahrhunderts in eine Gesellschaft eingedrungen ist, die sich im Moment ihrer großen historischen Chance (denn das eben wäre für Anne Rabe *die Möglichkeit von Glück*) von der Gewalt dann eben doch nicht lösen kann. Wo kämen sie, nach der Wende, denn sonst her, die Baseballschlägerjahre, in denen Stine ihre Kindheit verlebt? Es ist die Zeit der »national befreiten Zonen«, der No-go-Areas für »Ausländer, Zecken und Obdachlose«. Und für Stine sind es Lektionen, die nicht auf dem Lehrplan stehen: »Schwarze Springerstiefel mit weißen Schnürsenkeln, das bedeutete Nazis. Alle anderen sind unangenehm, aber nicht gefährlich. Das waren bloß Skinheads und Hänger. Sie lungerten auf den Spielplätzen rum, tranken Bier und rauchten. (Mutter sagte, es liege daran, dass sie die FDJ verboten haben.)« Heute, das kann man noch ergänzen zu diesem Buch der Stunde, sehen die Nazis natürlich anders aus.

DIE ZEIT 44/2023

Was die Kriegskinder wissen

Die Jahre vor und nach 1945 wurden in der DDR nie wirklich diskutiert. Erst jetzt fragen viele 50- bis 60-jährige Ostdeutsche nach den Erlebnissen ihrer Eltern.

Von Jana Hensel

Als der Regisseur Martin Farkas kürzlich auf der kleinen Bühne im überfüllten Filmeck-Kino in Demmin steht, macht er den Demminern das eigentlich schönste Geschenk: »Ich bin hier heimisch geworden«, sagt er, der aus dem Allgäu stammt. Demmin in Mecklenburg-Vorpommern ist keine auf den ersten Blick schöne Stadt. Kaum ein Fremder wird sich darum reißen, hier Wurzeln zu schlagen. Im Gegenteil, wie viele ostdeutsche Provinzgemeinden wirkt dieser Ort karg. Weil Farkas das weiß, ist sein Satz umso wichtiger. Demmin kann etwas Wärme gut gebrauchen.

Fast drei Jahre lang ist Farkas, 53, für seinen Dokumentarfilm *Über Leben in Demmin* immer wieder hierhergereist, hat Leute gesucht und gesprochen, die sich noch einmal an die April-Tage des Jahres 1945 erinnern wollen. Damals, als Demmin, wo schon 1933 überdurchschnittlich viel NSDAP gewählt wurde, gleich auf mehrere Arten unterging.

April 1945: Nachdem die Soldaten der Wehrmacht die Stadt verlassen und hinter sich die Brücken über die Peene gesprengt haben, rückt die Rote Armee ein. Es kommt zu zahlreichen Racheakten und Übergriffen auf die Zivilbevölkerung, zu Vergewaltigungen und Erschießungen. Außerdem bricht Feuer aus. Demmin brennt ab, bis auf wenige Häuser. Deshalb, aber auch weil die nationalsozialistische Ideologie die Demminer noch immer im Griff hat, nehmen sich Hunderte Einwohner, größten-

teils Frauen mit ihren Kindern, das Leben. Sie schneiden sich die Pulsadern auf, vergiften, erhängen oder ertränken sich in der Peene. Insgesamt wohl über 900 Menschen, die genaue Zahl konnte nie ermittelt werden. Damit gilt das, was 1945 in Demmin passiert ist, als größter Massensuizid der jüngeren deutschen Geschichte.

Und als ein Fall, der viel zu lange nicht aufgearbeitet wurde. Der aber, wie viele andere, jetzt endlich aufgearbeitet wird: von jenen Ost- und Westdeutschen, die nicht mehr ganz jung sind, aber jung genug, um eine neue Form der Geschichtsarbeit zu beginnen. Von einer Generation, die sich »Kriegsenkel« nennt: nach dem Krieg geboren, aber von den Erzählungen und Erlebnissen der Eltern, die den Krieg als Kinder selbst noch erlebten, stark geprägt. Vor allem von deren Schweigen.

Denn natürlich wurde über all das, was da in Demmin passierte, in der offiziell antifaschistischen DDR nicht gesprochen, wurden die Erlebnisse nur als bruchstückhafte Familiengeschichten weitergegeben – und auch in der Nachwendzeit gab es wohl Wichtigeres zu tun, als sich mit der NS-Zeit und den Jahren danach auseinanderzusetzen. Als Martin Farkas vor ein paar Jahren zum ersten Mal von dieser Geschichte hörte, hatte er sofort das Gefühl, dass Demmin etwas mit seinem Leben zu tun habe. Farkas gehört selbst der Generation der sogenannten Kriegsenkel an. Er ist das Kind von Kriegskindern, wie man die Jahrgänge 1930 bis 1948 nennt. Die Kriegskinder sind die heute ältesten Deutschen.

Farkas' Vater stammte aus dem in der Ukraine liegenden Czernowitz, erlebte den Zweiten Weltkrieg als Jugendlicher, wurde aus seiner Heimat vertrieben und landete schließlich im Allgäu. Über die damaligen Erlebnisse hat der Vater mit dem Sohn auch im Westen nicht viel gesprochen. Das Schicksal und die Gefühle der Kriegskinder hatten in beiden deutschen Staaten keinen wirklichen Platz oder angemessenen Raum. Erst jetzt, allmählich, werden sie aufgearbeitet, kommen diese Geschichten ans Licht.

Vor allem im Osten gibt es Nachholbedarf. Die Folgen des Krieges wurden in der DDR so gut wie nicht thematisiert. Der SED-Staat sollte antifaschistisch sein, die

Tätergeschichten wurden aus der offiziellen Erzählung getilgt. Noch dazu kommt: Die Nachkriegserlebnisse im Osten sind andere als im Westen. Hier die russische Armee, bestehend aus Soldaten, die das brutale Vorgehen der Wehrmacht im Krieg fast alle selbst erlebt oder davon erfahren hatten. Die Sowjetarmee nahm dafür teils brutal Rache, die Erlebnisse sind mit denen, die die Westdeutschen mit Franzosen, Engländern oder Amerikanern gemacht haben, nicht vergleichbar. Die Erlebnisse mit den Russen wurden in der DDR nicht aufgearbeitet; eine kritische Auseinandersetzung mit der Rolle, die die Armee des »großen Bruders« auf dem Gebiet der DDR gespielt hat, war unmöglich.

Es fanden diejenigen, die die Kriegsjahre als Kinder erlebt hatten, keine Foren, keine Orte für ihre Geschichten. Ein Aufbruch im Reden über den Krieg, wie er im Westen 1968 geschah – eine Auseinandersetzung über die Erlebnisse der Eltern-generation –, gab es im Osten nie. Ein wirkliches Debattieren über das, was die heute 75-, 80-jährigen Ostdeutschen als Kinder erlebt haben, fand nur begrenzt privat statt. Dabei wäre es so notwendig wie kaum je zuvor. Denn an diese Generation der heute ältesten Ostdeutschen gäbe es Fragen: Gehen die Kriegsenkel Ost anders mit Schuld und Verantwortung um?

Die Auseinandersetzung begann – zaghaft – mit einem Buch, geschrieben von der Autorin Sabine Bode: *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*. Es erschien vor zehn Jahren, konnte wohl nicht früher erscheinen. Zu schwer wog in den Nachkriegsjahrzehnten die Schuld an den nationalsozialistischen Massenverbrechen, zu verlockend waren die Angebote auf beiden Seiten, sich abzulenken von diesen schweren Themen: Im Westen brachen die Jahre des Wirtschaftswunders an, in der DDR war der erwähnte staatlich verordnete Antifaschismus ein guter Weg, sich der eigenen familiären Verstrickungen aus der NS-Zeit zu entledigen. Schlicht: ein neues Leben zu beginnen. Nur die Gefühle und stummen Erinnerungen an traumatische Erlebnisse, Vertreibung und Entbehrungen, Schuld und Scham lebten in den Kriegskindern fort. Und haben wiederum deren Kinder, die Kriegsenkel, die heute 50-, 60-Jährigen, stärker geprägt, als viele es sich eingestehen.

Nach Demmin zu fahren, diesen Dokumentarfilm im Osten zu drehen – das war für Filmemacher Farkas eine Gelegenheit, sich zwar über Umwege, aber doch emotional mit seiner eigenen Familiengeschichte zu beschäftigen. Auf der Bühne sagt er den Demminern, dass es ihm nun gelinge, sich seinen Eltern wieder stärker zu nähern. Das klingt wie eine Lehre aus der beinahe therapeutischen Arbeit an seinem Film, aber auch wie eine Aufforderung, es ihm gleichzutun und sich mit seinen eigenen Wurzeln auseinanderzusetzen.

Immer klarer wird: Wer die stark zerklüftete Gegenwart begreifen will, muss das gesamte 20. Jahrhundert in den Blick nehmen. Wie sehr wirken Erinnerungen über Generationen nach, wie sehr ist unsere Zeit noch davon beeinflusst, wie wir über die Zeit damals sprechen? Es gibt sogar einen Verein, der sich diese Frage stellt, auf Tagungen, in Denkschriften und Symposien – er heißt: Kriegsenkel e.V. Seine jüngste Jahrestagung vor wenigen Wochen trug den Titel: »In den Schuhen des Anderen«. Ausdrücklich hatte der Verein sich diesmal die Ost-West-Unterschiede in den Aufarbeitungsfragen vorgenommen: »Welche unterschiedlichen Kontinuitäten gab es nach dem Krieg hüben und drüben? Was hat das für den Umgang mit der Vergangenheit bedeutet, in den Familien, in den Kollektiven?« Anders gefragt: Was trennt Kriegsenkel in Ost und West, was eint sie?

Auch an solchen Fragen wird klar: Nachdem in den vergangenen zwei Jahrzehnten der Blick auf den Osten um das Jahr 1989 kreiste, man bislang vor allem die Erfahrungen und Prägungen aus der Vor- und Nachwendezeit beschrieb, geht es nun auch um tiefer liegende Schichten und größere Zeiträume.

Gerade weil die eigene Familiengeschichte den meisten Deutschen nur in groben Zügen bekannt ist und, besonders im Osten, unter oft schwer zu entschlüsselnden Familienmythen wie begraben liegt, ist die Suche aufwendig. Auch die Demminer erzählen in dem Dokumentarfilm, dass bis zu jenen schrecklichen Tagen im April in der Stadt Frieden geherrscht habe, man mit dem Krieg bis dahin nichts zu tun gehabt habe – obwohl alle Juden aus Demmin vertrieben worden waren; Männer als Soldaten der Wehrmacht womöglich auch an Kriegsverbrechen beteiligt gewesen waren.

Die mangelnde Aufarbeitung der Kriegserlebnisse hat die Generation der zwischen 1930 und 1948 geborenen Ostdeutschen geprägt. »Unauffällig, anpassungsbereit, kontrolliert und kontrollierend«, so beschreibt die Psychologin Beate Mitzscherlich auf dem Kriegsenkel-Kongress diese Generation der Kriegskinder. Mitzscherlich lehrt als Professorin an der Hochschule Zwickau. Die Kriegskinder, sagt sie, hätten ihren Söhnen und Töchtern später, in den Fünfziger-, Sechziger- und Siebzigerjahren, vor allem beigebracht, dass das Leben ein Kampf sei, man nicht jammern und keine Schwäche zeigen solle – so wie man sich selbst einst als Kind auch keine Schwäche erlaubte. »Materiell gut versorgt bei einem Mangel an Resonanz und Empathie«, so seien die Kriegskinder gewesen, in ihrer Erziehung sei ein Mangel an Wärme spürbar gewesen. Die Kriegsenkel sollten vor allem: funktionieren, nicht anecken, schnell auf eigenen Beinen stehen. Ein ausgeprägtes Sicherheitsbedürfnis und eine hohe Anpassungsbereitschaft dominierten beinahe alle Entscheidungen des Lebens. Selbstverwirklichung war ein Luxus, den sich kaum einer leisten wollte und konnte. Hier ähneln sich Kriegskinder in Ost und West.

Aber auch die Unterschiede sind groß: In der geschlossenen DDR nämlich führte das – anders als 1968 in Westdeutschland – zu einem schleichenden, eher unsichtbaren, sich zäh entfaltenden Generationenkonflikt. Während die Kriegskinder dem Sozialismus wenn schon nicht begeistert folgten, so doch bis zum Schluss ihm weitgehend loyal zur Seite standen, wahrten die Kriegsenkel dem System gegenüber eine gewisse Distanz. Sie spürten, wie sich dessen antifaschistischer Gründungsmythos mit den Jahren immer mehr verbrauchte, hohl wurde. In den Achtzigerjahren wurden die Kriegsenkel zur wichtigsten Gruppe derer, die Ausreiseträge stellten. Auch erlebten sie die Friedliche Revolution als eine Emanzipationserfahrung, während ihre Eltern, die Kriegskinder, so Mitzscherlich, sich eher als »doppelte Verlierer« begriffen. Mit dem Ende des Sozialismus eine »doppelte Entwertung« erfuhren, zum zweiten Mal das Scheitern eines politischen Systems erlebten, mit dem sie eng verbunden waren, dem sie Lebenszeit geopfert hatten.

Der DDR als Staat haben die Kriegsenkel, die heute 50-, 60-Jährigen, demnach auf eine ähnliche Art und Weise misstraut wie den lückenhaften Erzählungen oder gar

dem Schweigen ihrer Eltern – und deren eher schwachem Selbstbewusstsein, das mit Fragen nach der nationalsozialistischen Vergangenheit schnell zerstört werden konnte. So verband sich das Politische auch in der DDR mit dem Privaten, so mag die langsame Emanzipation der Kriegsenkel von der als zweifelhaft empfundenen Loyalität der Kriegskinder zum Sozialismus eine der inneren, wie gesagt, weniger spürbaren Voraussetzungen für das Ende der DDR gewesen sein.

Mitzscherlich sagt, dass »wir Deutsche eben ›ein Volk‹ nur in Hinblick auf die gemeinsame Prägung durch den Nationalsozialismus und das Kriegsende« seien. Aber schon das Kriegsende selbst wurde in Ostdeutschland anders erlebt als in Westdeutschland. Und die andere Verarbeitung des Krieges führte zu den ersten Ost-West-Unterschieden.

Die Kriegsenkel, so verläuft Geschichte, wiederholten einige Strategien ihrer Eltern. Nach dem Systemwechsel von 1989 forderten sie von ihren Kindern ebenjene Anpassung, die einst von ihnen gefordert worden war; forderten von ihren Kindern, sich zur Marktwirtschaft passende Berufe zu suchen; sich gut ins neue System zu integrieren. Sie fragten sich weniger, was die Jüngeren selber wollten. Anpassungsstrategien können mehrere Generationen überdauern.

Wie sehr sich die Zeiten vermischen, dass sie sich komplex und oft unterbewusst vermengen, erleben wir im Moment am ausgeprägtesten vielleicht bei Pegida und der AfD. Aber auch in den privaten Erzählungen ist das so, weiß der Seelsorger Hans Bartosch in seinem Vortrag auf der Jahrestagung der Kriegsenkel zu berichten. Der 54-jährige Rheinländer arbeitet seit gut sechs Jahren in den Krankenhäusern und Hospizen der Pfeiferschen Stiftungen in Magdeburg, hört dort, wie er sagt, »Monat für Monat Hunderte von Lebensgeschichten«, die für ihn eindeutig »Ostgeschichten« sind. Denn sie unterscheiden sich von denen, die er von zu Hause kennt, in einem wichtigen Punkt: Während die Alten in Westdeutschland von Krieg, Flucht und Vertreibung erzählen, reden die Alten im Osten von Krieg, Flucht und Vertreibung, aber auch von der DDR, von der Wende und der Nachwendezeit. Das historische Gepäck also wiegt um einiges schwerer, liegt drückender und um einiges unverarbeiteter auf den Seelen.

Nicht nur die schiere Masse der historischen Erfahrungen ist anders, auch die Perspektiven sind verschieden, sagt Bartosch. Drei Nuancen, wie er sagt, nimmt er in Bezug auf die Kriegserinnerungen wahr. Erstens: »Deutlich wird im Osten unseres Landes ausgesprochen, dass der Krieg 1944 und 1945 in jenes Land zurückkam, das ihn säte. Auf westlicher Seite als Pendant: erschütternd große Leerstellen.« Zweitens: »Auch vom ›Russen‹ höre ich anderes: viel Heftiges und Brutales. Zugleich wird immer auch von menschlich starken Erfahrungen mit dem ›Russen‹ erzählt. Im westlichen Teil gab es sehr lange sehr böse Reden über den ›Russen‹, durchaus auch über den ›Polen‹ und den ›Tschechen‹.« Und drittens: »Von der Flucht und vor allem der Vertreibung wird im Osten mit einer eingebauten Verzögerung gesprochen, deutlicher wiederum vom Nicht-willkommen-Sein in der neuen Heimat DDR.« Im Westen dagegen werden diese Geschichten viel unverstellter erzählt.

Die Sensibilität, mit der Hans Bartosch die historischen und autobiografischen Spuren und Fäden zu entwirren versucht, wie feingliedrig er zwischen Ost und West zu unterscheiden versucht, ohne die unterschiedlichen Erfahrungen zu werten oder zu gewichten, sie in Richtig und Falsch einzuteilen, das ist besonders. Und plötzlich wird einem deutlich, wie viel noch zu erzählen und zu deuten und ordnen sein wird, damit die ostdeutsche Gesellschaft sich ein Bild von sich selbst machen kann, erfahren kann, wer man in den vergangenen fast sieben Jahrzehnten gewesen ist. Oder anders gesagt: wie die Ostdeutschen wurden, wer sie heute sind.

Nicht nur die Gesellschaft der Bundesrepublik ist durch die Kriegsenkel offener, liberaler und vielfältiger geworden – die DDR wurde durch den Veränderungswillen dieser Generation schließlich hinweggefegt. Ihre engen Mauern haben den Vorstellungen der Kriegsenkel nicht länger trotzen können. Über diese Generation wird noch zu reden sein.

DIE ZEIT 15/2018

Marcel Proust wurde am 10. Juli 1871 in Auteuil geboren und starb am 18. November 1922 in Paris. Sein siebenbändiges Romanwerk *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* ist zu einem Mythos der Moderne geworden.

Eine Asthmaerkrankung beeinträchtigte schon früh Prousts Gesundheit. Noch während des Studiums und einer kurzen Tätigkeit an der Bibliothek Mazarine widmete er sich seinen schriftstellerischen Arbeiten und einem – nur vermeintlich müßigen – Salonleben. Es erschienen Beiträge für Zeitschriften und die Übersetzungen zweier Bücher von John Ruskin.

Nach dem Tod der über alles geliebten Mutter 1905, der ihn in eine tiefe Krise stürzte, machte Proust die Arbeit an seinem Roman zum einzigen Inhalt seiner Existenz. Sein hermetisch abgeschlossenes, mit Korkplatten ausgelegtes Arbeits- und Schlafzimmer ist legendär. *In Swanns Welt*, der erste Band von Prousts Opus magnum, erschien 1913 auf Kosten des Autors im Verlag Grasset. Für den zweiten Band, *Im Schatten junger Mädchenblüte*, wurde Proust 1919 mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet. Die letzten Bände der *Suche nach der verlorenen Zeit* wurden nach dem Tod des Autors von seinem Bruder herausgegeben.

»Alles offen, alles da!«

Hypochonder, Snob, Menschenbeobachter und tabuloser Stilist: Zum 150. Geburtstag von Marcel Proust sprechen die Romanistin Barbara Vinken und der Schriftsteller Jochen Schmidt über den französischen Schriftsteller.

Interview: Ijoma Mangold

Marcel Proust, am 10. Juli 1871 in Paris geboren, war Schriftsteller und Salonlöwe. Oder besser: erst Salonlöwe, dann Schriftsteller. Er vergötterte den Faubourg Saint-Germain, die Welt der Pariser Aristokratie. Als hingebungsvoller Gesellschaftsbeobachter hat er in den Salons das Material gefunden, das er dann umgewandelt hat zu seinem siebenbändigen Romanzyklus »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit«. Gesundheitlich immer schon schwächelnd, verbrachte er die letzten Jahre seines Lebens im Bett, in einem Zimmer, das durch Kork gegen Außenlärm abgeschirmt war, und schrieb an seinem Hauptwerk, das das Leben des Erzählers von seiner Kindheit in dem Dorf Combray über die Welt der Salons bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs umfasst. Kann die Erinnerung das vergangene Leben noch einmal wiederauferstehen lassen? Diese zentrale Frage verdichtet »À la recherche du temps perdu« am Beispiel der berühmten Madeleine: Als der Erzähler eine Madeleine, ein süßes Gebäck in Form einer Jakobsmuschel, in eine Tasse Lindenblütentee tunkt, um dann davon abzubeißen, hat er durch diese Geschmackssensation einen Erinnerungsflash, der ihn zurückversetzt in die Tage seiner Kindheit in Combray, wo er immer genau auf diese Art eine Madeleine gegessen hatte. Proust starb 1922. Die ersten drei Bände der »Recherche« erschienen noch zu seinen Lebenszeiten, die folgenden Bände posthum.

DIE ZEIT: Über 4000 Seiten hat Prousts Roman *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Warum tut man sich das an? Geht das nicht schneller?

Barbara Vinken: Proust ist nicht mein Lieblingsschriftsteller, aber man gerät in den Sog einer anderen Welt, wenn man einmal anfängt, die *Recherche* zu lesen. Die Proustsche Obsession, allem Vergänglichkeit und Vergeblichkeit einzuschreiben, macht das Lesen so unausweichlich wie schmerzhaft. Was ich dagegen nie verstanden habe: dass viele Proust-Leser an das Wiederfinden der Zeit, an eine erfüllte Zeit in der *Recherche* glauben. Im anhaltenden Aufschub der Erfüllung wird das Lesen lang wie das Leben.

Jochen Schmidt: Ich hatte mir ein Spiel ausgedacht und das Lektürepensum in Scheibchen aufgeteilt: jeden Tag unbarmherzig genau 20 Seiten. Auf diese Weise hat es nur ein halbes Jahr gedauert.

ZEIT: Wenn die Lektüre so schmerzhaft ist, müsste man ja ein Masochist sein!

Schmidt: Man hat natürlich das Problem, dass man immer Weltliteratur liest und sich deshalb nicht eingestehen will, dass man auch mal genervt ist. Man denkt dann: Ich bin einfach zu plump, um mehrere Seiten lange Sätze über Seerosen zu genießen. Ich war schon manchmal genervt, aber man wird halt ständig wieder entschädigt.

Schmidt: Durch die tiefe Wahrheit über uns Menschen, die in allem steckt, durch großartige Bilder: »Der Cellist neigte sich über die Saiten, er betastete sie mit der gleichen hausfraulichen Geduld, als putze er einen Kohlkopf ab ...« Durch köstliche Gemeinheiten, durch so komische Figuren wie die hypochondrische Tante Léonie, die eigentlich ein Selbstporträt ist, weil sie auch nur im Bett liegt wie Proust, und die einerseits alle Menschen verachtet, die »die umstürzlerische Meinung vertreten«, ein Spaziergang würde ihr bessertun, noch mehr aber die, die sie für wirklich krank halten – man soll sie bemitleiden, sie aber dennoch völlig beruhigt in die Zukunft blicken lassen.

Vinken: Bei mir überwiegt der Schmerz im Lesen. Es ist ein Lustschmerz. Dieses obsessive Begehren des Erzählers, der sich nach der mondänen Gesellschaft von *tout Paris*, nach deren unnachahmlicher Eleganz, deren geistreichen Pointen verzehrt – in diesem unbedingten Dazugehören-Wollen hat Proust den Mythos der Pariser Gesellschaft vielleicht allererst erfunden. Nie hat jemand schonungsloser die Mechanismen der Ausgrenzung, die Petitessen, die Hässlichkeiten, die Vergeblichkeit, die bodenlose Eitelkeit der Welt zu Papier gebracht. Es sind alles Szenen eines durchkreuzten Lebensglücks, eines unerfüllbaren Begehrens: In Venedig trifft Marcel durch Zufall auf Madame de Villeparisis, die angeblich schönste Frau des 19. Jahrhunderts. Jetzt unvorstellbar hässlich entstellt, wird sie noch immer von ihrem Geliebten, einem größtenwahnsinnigen Diplomaten, angebetet. Prousts Gesellschaftsobsession hat ihn wie selten jemanden an der großbürgerlich-aristokratischen Gesellschaft der Dritten Republik leiden lassen. So zugleich fetischisiert und grotesk bloßgestellt ist diese Gesellschaft vielleicht von niemandem sonst gezeichnet worden.

Schmidt: Aber es gibt Erlösung: nämlich im Schreiben. Das ist ja das Tolle. Proust führt einem vor, dass es nichts Größeres gibt, als die letzten Jahre im Bett zu liegen und alles, was mal das Leben war, aufzuschreiben. Das Schreiben ist das eigentliche Leben, alles andere ist müßig. Man stellt sich Proust immer wie so einen Kerkerhäftling seiner selbst vor, der da in seinem mit Kork tapezierten Zimmer dahinsiecht und sein Buch schreibt, aber dieses Schreiben ist für ihn das eigentliche Leben.

ZEIT: Die Großmutter bedrängt Marcel immer, sich endlich hinzusetzen, um etwas Literarisches zu schreiben, statt von Salon zu Salon zu tigern, aber tatsächlich muss er ja erst einmal Stoff tanken.

Schmidt: Wenn er Details für eine Figur brauchte, ging er nachts aus und ließ jemanden ihm »sitzen«, wie das ein Maler mit seinem Modell macht, nur dass Prousts Porträtierte das gar nicht wussten.

ZEIT: Und dann gibt es immer dieses Wechselspiel zwischen Idealisierung und Enttäuschung: Wie sehr verklärt der junge Marcel aus der Ferne die Herzogin Guer-

mantes, die einer der ältesten französischen Familien entstammt. Als er sie dann tatsächlich kennenlernt, ist er erst einmal enttäuscht: Projektion und Wirklichkeit fallen auseinander. Aber nach der Enttäuschung kommt die Wiederverzauberung: Jetzt ist er vom Esprit der Herzogin ganz überwältigt. Und zuletzt macht er sie unsterblich, indem er über sie schreibt.

Schmidt: Und dieses Oszillieren zwischen Idealisierung und Enttäuschung kann innerhalb von Sekunden passieren. Da fand ich als Leser immer, dass er einfach recht hat! Also wie er das Unstete des Bewusstseins beschreibt – wir sind nie eine Person in einem Moment, wir sind immer ganz viele Schichten gleichzeitig, gleichzeitig Kind und Erwachsener. Wenn ihm beim berühmten Maskenball im letzten Band alle Personen als grotesk gealterte Karikaturen entgegentreten, »halbgelähmte Frauen, die nicht mehr völlig ihr bereits am Grabstein hängengebliebenes Kleid losmachen können«, und »eine dicke Dame« sich als seine Jugendliebe Gilberte herausstellt, wird er selbst auch nicht mehr erkannt, obwohl er doch in seinem Bewusstsein immer noch derselbe ist. Man kennt das von Klassentreffen, wo man die Mitschüler für ihre Eltern hält.

Vinken: Da habe ich einen völlig anderen Leseindruck. Ich habe nicht das Gefühl, dass da irgendwas wiedergefunden oder als beglückend empfunden wird, im Gegenteil: In dieser Schrift zum Tode, in dieser Isolation im Zimmer findet er nicht die Zeit wieder, er findet, dass man die Zeit nicht wiederfinden kann. So ist die berühmte Madeleine Kontrafaktur der Eucharistie, eine Verkehrung des christlichen Versprechens einer Wiedergeburt in Liebe. Proust illustriert wie kein anderer, was Pascal meint, wenn er sagt: »Das Unglück des Menschen liegt darin, dass er nicht allein in seinen vier Wänden bleiben kann.« Proust ist der Autor, der die Verletzung durch die Gesellschaft, die Verletzbarkeit durch seine eigenen Projektionen auf die Gesellschaft, das Ungenügen an den Hoffnungen und Täuschungen, die mit Gesellschaft zusammenhängen, zu Papier bringt.

Schmidt: Vergessen wir bitte nicht: Es ist auch sehr komisch. Wenn jemand seinen Fächer zerbricht, weil Wagner ausgepiffen wird, oder jemand trinkt mit jungen

Leuten im Freudenhaus Champagner, um hinreichend fettleibig zu werden, damit er im Kriegsfall nicht eingezogen wird. Oder ein Onkel will einen anderen Menschen demütigen, indem er ihm seinen Hausmeister als Sekundanten zum Duell schickt – das finde ich schon sehr komisch.

Vinken: Da stimme ich Ihnen zu: die grotesken Spitzen, die kleinen, fieses Gemeinheiten, das spielerische Aufdecken der Bösarbeiten.

Schmidt: Einmal schickt jemand ein Telegramm: »Kommen unmöglich, Lüge folgt.« Natürlich ist das irgendwie auch eine dumme Gesellschaft: Wenn man sich die Fotos der Vorbilder, die in all diese Figuren eingeflossen sind, anschaut, die sehen ja alle furchtbar aus. Also überhaupt nicht, wie man es sich bei Proust vorstellt. Er hat eigentlich aus niederem Material sein Gold gemacht – so wie er selbst ja auch ein kränklicher, zu keiner bürgerlichen Existenz fähiger selbst ernannter Poet geblieben wäre, wäre da nicht sein Roman. Deshalb lieben ihn Autoren so, weil er ultimativ die Fantasie vom Schreiben als einer am Ende erfolgreichen Geheimmission verkörpert.

Vinken: Proust verleiht der Großbourgeoisie und Aristokratie überhaupt erst ihren Glanz. Was wäre der Faubourg Saint-Germain ohne Proust! Oder Combray alias Illiers, Prousts Kindheitsort: Waren Sie mal in Combray? Sie können sich gar nicht vorstellen, wie spießig deprimierend das ist. Die Belle Époque kriegt ihre Schönheit erst von Proust, sie hat sie kaum durch sich selbst. Man muss also schon ein unglaublich starkes Begehren des Dazugehören-Wollens empfinden, um diese Welt in solcher Leuchtkraft zu schildern. Im Moment der Erfüllung entpuppt sich dann alles als nichtig. Ich hoffe immer, dass es doch ein anderes Glück gibt. Ich würde sogar sagen: Ich weiß, dass es ein anderes Glück gibt.

ZEIT: Zwei andere zentrale Aspekte des Werks sind Judentum und Homosexualität. In diesem stark autobiografischen Roman teilt der Erzähler Marcel viele Eigenschaften mit dem Autor Proust, zwei allerdings nicht: Anders als sein Schöpfer ist Marcel weder jüdisch noch schwul. Proust spart diese Aspekte indes nicht aus, sondern verteilt sie auf andere Figuren. Warum?

Schmidt: Das hat natürlich erst mal damit zu tun, dass Homosexualität zu Prousts Zeiten noch illegal war. Auch das finde ich ja komisch, dass sich im Grunde jede Figur der Recherche am Ende als homosexuell herausstellt.

Vinken: Ja, so gut wie alle sind schwul oder lesbisch. Da ist Proust mittendrin im Diskurs der *Décadence*, wo wollüstig, schwul und jüdisch oft in eins geblendet werden. Es ist ein doppelter Diskurs, in dem das »Nichtnormale« sich in der Abweichung der kleinsten Details vom »Normalen« verrät: der Abschattung einer Farbe, eines Einstecktuchs, dem Ansatz eines Haarschnittes. Das sind ganz kleine Momente, in denen diese Gesellschaft sich als doppelsprachig zeigt, eine Gesellschaft, die feine Codierungen zu lesen vermag. Und wo jeder ungehemmt seinen sexuellen Obsessionen nachgeht.

Schmidt: Ich fand es witzig, dass er Mitleid hatte mit den Männern während des Ersten Weltkriegs, weil die Stadt ja dann geleert ist von jungen Männern, weil die im Krieg sind, andererseits sind die wenigen, die noch da sind, die Platzhirsche. Oder auch so eine schöne Stelle: wie eine Frau, weil sie weiß, dass ihr Mann eigentlich schwul ist, aus Liebe zu ihm äußerlich immer männlicher wird, sodass man irgendwann das Gefühl hat, sie ist der Mann. Daran muss ich immer denken, wenn ich dieses eine Foto von Thomas Mann und seiner Frau sehe, wo er so mit seinem Täschchen steht und man denkt: Das ist optisch die Umkehrung der Rollen. Und wie bei Thomas Mann darf man auch bei Proust nicht glauben, er sei prüde gewesen im Leben. Aus seinen Briefen geht hervor, dass er von seinem Vater Geld fürs Bordell bekommen hat, damit er weniger masturbiert. Oder er droht seinem Vater damit, er werde wieder masturbieren, wenn sein Freund nicht bei ihm übernachten darf. Das vergisst man leicht, wenn man an diesen feinsinnigen Proust denkt.

Vinken: Proust kann obszön sein. Was ich wirklich schlagend fand bei der Lektüre seiner Briefe: die völlige Hemmungslosigkeit, mit der er alles ausdrückt. Ein sexuell vollkommen unprüder Diskurs, überhaupt nicht *politically correct*. Diese umwerfende Angstoffreiheit bei Sachen, die eigentlich mit Scham besetzt sind. Klar ging man damals noch als Gruppe ins Bordell, es waren andere Sitten. Aber mit seinem Vater, der Arzt war, so selbstverständlich übers Masturbieren zu reden!

Schmidt: Es gibt doch diese schöne Szene, wo er während des Kriegs in dieses Freudenhaus für Männer gerät, wo Baron de Charlus ausgepeitscht wird und wo der Inhaber des Freudenhauses den Kunden verspricht, dass sie von echten Mördern ausgepeitscht werden – das gibt ihnen dann erst den richtigen Kick.

Vinken: So komisch! Baudelaire kann auch obszön sein, wenn er das nekrophile Begehren nach dem Liebemachen mit einer Leiche beschreibt oder die Ähnlichkeit eines verwesenden Aases mit einer geilen Frau. Trotzdem habe ich bei Baudelaire nie den Eindruck, dass er angstfrei über diese Sachen schreibt wie dann Proust. Er weiß genau, dass ihn der Übertritt eines Verbotes erregt. Dieses Gefühl von Verbot und Überschreitung habe ich bei Proust nie. Dort herrscht eine interessante Zensurlosigkeit. Alles offen, alles da! Ist es nicht beunruhigend, dass es gar kein Über-Ich zu geben scheint?

ZEIT: Wäre eine moralische Instanz nicht ein wenig spießbürgerlich?

Vinken: Es erstaunt mich, dass sie nicht da ist. Bei Texten, die ich kenne, die libertinäer, aggressiver sind, merkt man doch genau, dass der Autor weiß, dass er eine Grenze überschreitet. Bei Proust ist es, als ob alles gleich sagbar wäre.

ZEIT: Ist das nicht das Zeichen eines freien Menschen?

Vinken: Ich finde ihn da nicht frei, sondern narzisstisch illusionär. Beim Über-Ich, beim »Nein des Vaters« geht es nicht um Spießbürgerlichkeit, sondern um das Realitätsprinzip.

Schmidt: Das ist ja diese berühmte Szene vom Romananfang, wenn der kleine Marcel noch einmal den Kuss der Mutter erzwingen will, aber die Mutter sitzt im Garten mit Gästen. Und man weiß, auch wenn er den Kuss bekommt, wird er nicht zufrieden sein, sondern noch einen Kuss wollen. Und immer so weiter. Was macht man da als Eltern? Wie lehrt man sein Kind Frustrationstoleranz? Die Fähigkeit, zu begreifen, dass die Mutter auch da ist, wenn sie nicht da ist? Das ist ja ein wesent-

licher Prozess des Erwachsenwerdens. Proust ist eigentlich immer dieses Kind geblieben und hat daraus ein weltliterarisches Wunderwerk gemacht. Und gleichzeitig denkt man: Ogottogott, wenn man das nicht lernt, dass die Mutter einen liebt, auch wenn sie nicht noch einmal hochkommt für einen letzten Gute-Nacht-Kuss, dann kann man nicht glücklich werden, dann wird man später aus Eifersucht seine Freundin einsperren müssen – wie es Marcel ja dann im Band *Die Gefangene* mit Albertine tut.

ZEIT: Obwohl der Erzähler gern anderen vorwirft, sie seien Snobs, ist er doch selber einer, der die Rituale des Snobismus für geradezu anbetungswürdig hält.

Schmidt: Tja, man muss sich da immer zur Räson bringen. Es ist ja schon snobistisch, Proust zu lesen. Da ist man heutzutage schon klassistisch, wenn man sagt, man hat Proust gelesen.

Vinken: Ist Proust nicht einfach nur superpopulär? Ich war gerade in Paris, und wirklich jeder und jede, die ich getroffen habe, las Proust oder über Proust. Proust zu lesen, heißt, ein Nationalmonument zu bestaunen. Ich finde das wirklich fantastisch, wie unendlich beliebt dieser Schriftsteller ist, und das, obwohl sein Marcel ja wirklich nicht nur liebenswert ist.

DIE ZEIT 28/2021

Barbara Vinken ist Professorin der Romanistik in München. Zusammen mit Ulrike Sprenger hat sie 2019 den Band »Marcel Proust und die Frauen« herausgegeben.

Jochen Schmidt ist Schriftsteller und hat 2008 die Erfahrungen und Erkenntnisse seiner Proust-Lektüre in dem Buch »Schmidt liest Proust« vorgelegt.

Ulla Hahn, geboren 1945 und aufgewachsen im Rheinland, arbeitete nach ihrer Germanistik-Promotion als Lehrbeauftragte an verschiedenen Universitäten, anschließend als Literaturredakteurin bei Radio Bremen. Schon ihr erster Lyrikband, *Herz über Kopf* (1981), war ein großer Leser- und Kritikererfolg. Ihr lyrisches Werk wurde u. a. mit dem Leonce-und-Lena-Preis und dem Friedrich-Hölderlin-Preis ausgezeichnet. Für ihren Roman *Das verborgene Wort* (2001) erhielt sie den ersten Deutschen Bücherpreis. 2009 folgte *Aufbruch*, der zweite Teil des autobiografischen Romanzyklus, 2014 Teil drei, *Spiel der Zeit*, und 2017 der letzte Teil: *Wir werden erwartet* (2017). Zuletzt erschien 2021 ihr Gedichtband *stille trommeln* mit Gedichten aus 20 Jahren.

Wie war das noch mal?

Die unvergesslichen Momente – plötzlich vergisst man sie doch. Wie man es dennoch schafft, seine Erinnerungen zu bewahren. Und warum wir manchmal froh sein können, nicht alles so im Kopf zu behalten, wie es gewesen ist.

Von Michael Allmaier

Vielleicht hätte ich die Büchse der Pandora besser nicht aufgemacht. Im Grunde war es nur ein Schuhkarton, der hinten im Kleiderschrank lag. Darin fand ich Papierkram aus meiner Studentenzeit. Das wird lustig, dachte ich: ein bisschen darin stöbern, Erinnerungen aufleben lassen.

Es wurde dann eher ein Wiederbelebungsversuch, zunehmend panisch und oft vergeblich. Ich wurde mal beim Schwarzfahren erwischt – wie konnte ich so was vergessen? Stephanie aus Bamberg bedankt sich innig für meinen Großmut. Großmut passt, aber wer ist Stephanie? Dann dieser Geburtstagsgruß, der mich in einem Mülheimer Hotel erreichte. Was hat mich da nur hingeführt? Ich kenne die Stadt überhaupt nicht.

Um es kurz zu machen: Das Zeug taugt zu nichts mehr. Wie die Disketten, die mit im Karton lagen, wie die Fahrradschlüssel, Büchereiausweise, Telefonnummern auf Bierdeckeln, wie die verblichenen Ausdrücke auf gewelltem Thermopapier. Sie zeigen mir bloß, wie viel von meinem Leben ich schon vergessen habe. Und das treibt mich seither um.

Mein Trost fürs Alter war die Hoffnung, dass kein Tag verloren geht. Ich sammle Erfahrungen, dachte ich, so wie man beim Wandern Äpfel pflückt. Werfe sie fröhlich in meinen Rucksack; und wenn die Beine müde sind, mache ich Rast und gönne sie mir. Nun schwant mir aber: Der Sack hat ein Loch. Es fällt mehr raus, als neu reinkommt. Und auch das, was geblieben ist – verformt es sich nicht mit jedem Schritt, fault unbemerkt vor sich hin?

Ich bin 52; es geht mir nicht um Demenz. Bloß um das ganz normale Vergessen. Den Stress, wenn jemand auf mich zukommt: »Mensch, Michael, lange nicht gesehn.« Die Verlegenheit, wenn ich etwas erzähle und die Blicke mir sagen: »Schon wieder.« Und die Angst, dass Dinge mir entgleiten. Stand ich wirklich auf einer Berliner Party neben Mark Zuckerberg? Habe ich mal F. geküsst, oder mochte ich bloß die Idee?

Ich möchte mehr von dem behalten, was mein Leben bereichert hat. Aber wie schaffe ich das? Das möchte ich ein paar Leute fragen, die da Bescheid wissen müssten. Es wird, das nur zur Vorwarnung, eine recht bunte Truppe. Das sogenannte autobiografische Gedächtnis ist verblüffend wenig erforscht.

Zuerst besuche ich Martin Korte an der Uni Braunschweig. Korte ist Neurobiologe und Verfasser des Buchs *Wir sind Gedächtnis*. Der Titel leuchtet mir ein. Ich weiß, wer ich bin, weil ich mich an mein Leben erinnere. Zugleich klingt es wie eine Drohung: Wenn das Gedächtnis versagt, schmilzt dann auch mein Ich zusammen wie ein Schneemann im Tauwetter?

Kortes Büro liegt neben einem Raum, dessen Glastür mit Schildern verhängt ist: »Stopp! Experiment läuft«. Hier wird gerade an Mäusen erforscht, ob ein Brokkoli-

Bestandteil gegen Alzheimer helfen kann. Ansonsten geht von Martin Korte so gar nichts Bedrohliches aus. Ein entspannter Mann Mitte 50 mit jungenhaften Zügen. Über seinem Schreibtisch hängt, wie ein Spickzettel für mich, die Frage: »Warum vergessen wir?«

Was ich erlebe, sagt Korte, ist vollkommen normal: Man wird älter, das Gehirn hat immer mehr Erinnerungen zu speichern. Entsprechend kostet es mehr Mühe, manche davon abzurufen. »Wenn wir sagen: Ich habe ein schlechtes Gedächtnis, dann meinen wir eigentlich nur, dass eine bestimmte Information in einem bestimmten Moment nicht verfügbar ist.« Sie ist aber, bei gesunden Menschen, wahrscheinlich noch vorhanden.

Woher man das weiß? Weil so viel zurückkommt, wenn man Versuchspersonen auch nur kleine Hinweise gibt. Oder wenn der Zufall einem Türen in die Vergangenheit öffnet: ein vertrauter Geruch, ein Tapetenmuster ... Bei Korte war es neulich ein Lied von Reinhard Mey, »und auf einmal war meine ganze Zivildienstzeit wieder da«.

Vergessen, wie er es versteht, ist ein Aufräumprozess. Unser Gehirn entscheidet, was gerade gebraucht wird, und schafft den Rest dahin, wo er nicht stört. Gut und schön, sage ich; aber mein Gehirn setzt komische Prioritäten. Ich merke mir tausend Songtexte, auch von ganz abscheulichen Schlagern. »Santa Maria, / Insel, die aus Träumen geboren ...« Dafür vergesse ich, wie die Kinder meiner Freunde heißen. Ich würde diese Automatik gerne nachjustieren.

Das geht auch, meint Korte, zumindest ein bisschen. Er hat eine Menge Tipps für mich – von mehr Aufmerksamkeit (»Vieles vergessen wir, weil wir es uns nie richtig gemerkt haben«) bis zu mehr Sport (»So wird der Hippocampus besser durchblutet und bildet mehr neue Nervenzellen«). Für mich klingen sie alle ein bisschen streberhaft. Ich will meine Erinnerungen nicht mühsam hervorzerren; sie sollen von selber kommen.

Was ist mit Fotos, frage ich. Von früher, aus meinen Kindertagen, gibt es nur ein paar Dutzend – Familienfeste und Urlaubsreisen, mit Fotoecken in Alben geklebt, die

kostbar aussehen sollten. Von heute sind es Zigtausende. Der jüngste Besuch im Zoo, das Essen im Restaurant – lückenlos dokumentiert. Löst das nicht mein Problem?

Nur zum Teil, sagt Korte. Fotos sind eine tolle Sache, weil so viele Informationen darauf sind, die man weiterspinnen kann: Auf dem Bild fehlt mir ein Schneidezahn. Richtig, der Sturz mit dem Roller. Da wohnten wir noch in ... Und natürlich sei erst mal spannend, was die Technik uns heute erlaubt: jeden Augenblick zu bewahren. Aber da zeige sich auch ein Problem: »Man kann keine zwei Leben leben.«

Indem wir ein Bild machen, treten wir aus dem Moment heraus. Wir vertrauen darauf, dass ein externes Gedächtnis besser arbeitet als unser eigenes. Nur arbeitet es eben gar nicht; es häuft bloß Milliarden Pixel an. Derweil reden wir uns ein, wir machten da bald mal Ordnung, in einer ruhigen Minute.

Es bleibt, so verstehe ich Martin Korte, ein Nullsummenspiel – je mehr Vergangenes wir für die Zukunft bewahren wollen, umso weniger bleibt von der Gegenwart. Der Hirnforscher hat sein eigenes Urlaubsfotoaufkommen studiert: »Einige Jahre lang wurde es mehr, inzwischen immer weniger, weil ich das meiste gleich wieder lösche.«

Bei seinen Lebenserinnerungen vertraut er auf eine ganz alte Technik: »Ich führe Tagebuch, seit meiner Jugend.« Damals noch vor dem Schlafengehen, heute eher in den Funklöchern während einer Zugfahrt. Das muss sich später nicht spannend lesen; es geht gar nicht so sehr ums Lesen. »Das Schreiben an sich ist wichtiger, am besten sogar mit der Hand.« Eine Art Wiederkäuen des Erlebten. Dem Gehirn Ruhe geben, die Dinge zu sortieren. Und wenn man es dann doch mal aufschlägt, hat man ein paar Anhaltspunkte, vielleicht schon genug, um die Kettenreaktion des Erinnerns in Gang zu setzen.

Tagebuch führen, okay – einen Versuch ist es wert.

Ich habe heute Professor Korte in Braunschweig besucht, ein Crashkurs Gedächtnisforschung. Es war spannend, aber irgendwie hat er bei mir nur eine Hirnhälfte erreicht.

Diese Angst, sich zu verlieren – er sagt, er spürt sie nicht. Und selbst wenn er es täte, er bliebe bestimmt Optimist. Denn auch das ist erforscht: Sobald Leute glauben, ihr Gedächtnis sei schlecht, verkrampfen sie beim Nachdenken und erinnern sich wirklich schlechter. Bin ich gerade an diesem Punkt? Wie komme ich da weg?

Ich erinnere mich genau an den Tod von Freddie Mercury. Das war eine große Sache damals: ein Superstar, der an Aids starb. Ich sah den Filmnachruf im Gemeinschaftsraum meines Studentenheims, ein Auslandssemester in Wales. Am Ende spielten sie *Who Wants to Live Forever*. Danach ging es weiter mit Snooker.

Das war im Herbst 1989. Blöd nur, dass Mercury da noch lebte. Er starb erst 1991, da war ich nicht in Wales, sondern in Schottland. Was war dann 89? Oh. Anscheinend habe ich seinen Tod mit dem Mauerfall verwechselt.

Die junge Frau auf dem Bildschirm macht Druck, sie schreit den Zeugen an. Er solle sich gefälligst erinnern, endlich mit der Wahrheit rausrücken. Julia Shaw lächelt milde. Nein, so geht das natürlich gar nicht. »Aber es ist eben ein Drama.« Ihr Drama, wenn man so will. Sie ist das Vorbild für die Kriminalpsychologin in der neuen Fernsehserie *Acht Zeugen*.

Bekannt wurde die Deutschkanadierin vor fünf Jahren mit dem Sachbuch *Das trügerische Gedächtnis*. Darin erzählt sie von einem makabren Experiment: Es war ihr gelungen, braven Bürgern einzureden, sie hätten in ihrer Jugend eine Straftat begangen. Das klappte so gut, dass sie abrechnen musste. Manche ihrer Probanden mochten ihre gefälschte Erinnerung gar nicht mehr loslassen.

Wer die Schwächen des Gedächtnisses so gut kennt, sollte auch wissen, wie man es stärker macht. Julia Shaw trifft mich per Video in ihrer Londoner Wohnung.

Das Schlagwort heißt »konfabulieren«. Unser Gehirn mag keine Gedächtnislücken. Es füllt sie mit dem, was verfügbar ist und gut hineinpassen würde. Darum fühlt der »Kitt« sich oft besonders richtig an.

Falsche Erinnerungen zu erkennen sei schwer, sagt Julia Shaw. Sicher, manches ist unmöglich. Niemand erinnert sich an seine Geburt. Und die Episoden aus dem Kleinkindalter hat unser Gehirn nachträglich zusammengeleimt aus Fotografien und oft erzählten Familienanekdoten. Ansonsten betrachtet Shaw als Gutachterin, wie die Erinnerung von Zeugen sich aufbaut. »Wenn nach und nach Bruchteile kommen, dann muss man vorsichtig sein.« Dann macht sich das Gehirn womöglich gerade ans Konfabulieren.

Was ich interessant finde: Man kann auch defabulieren. Shaw erzählt von der Studie einer Freundin. Die hat festgestellt, dass alte Ehepaare, die aus dem Theater kommen, das Stück gemeinsam richtiger nacherzählen als getrennt. Sie warten anscheinend nur darauf, dass der andere etwas Falsches sagt. Ich merke mir das als Lorient-Methode: Ein Ehepaar erzählt einen Witz.

Wenn ich einen besonderen Moment erlebe, wie bewahre ich mir den? »Sie müssen die Situation aufladen, damit Ihr Gehirn sie stärker vernetzen kann. Während meiner Flitterwochen zum Beispiel habe ich immer eine bestimmte Duftkerze angemacht. Wenn ich die jetzt rieche, denke ich an diesen schönen Urlaub zurück.«

Heißt das, ich könnte jetzt auch ein Räucherstäbchen anstecken und würde dann mehr von diesem Interview behalten? Shaw lacht: »Das könnte funktionieren. Es könnte aber auch passieren, dass Sie sich nur merken, wie Sie vor dem Rechner herumzündeln, während diese Frau irgendwas sagt.«

Ich habe heute einen Topf Milch anbrennen lassen. Mit Absicht. Gerüche und Erinnerungen sind im Gehirn, das weiß man, eng miteinander verknüpft. Und eine meiner ersten Erinnerungen hat mit heißer Milch zu tun. Dem Kindergarten. Der »Tante«, die mich jeden Morgen zwang, davon zu trinken. Oft war Haut drauf, ekelhaft. Vermutlich rühre ich darum keine Milch mehr an. Nun steht vor mir der erste Becher seit beinahe fünfzig Jahren. Ich erkenne den Geruch und finde ihn immer noch scheußlich. Und ja, ein paar Bilder stellen sich ein. Aber kein Reinhard-

Mey-Moment, wie Martin Korte ihn erlebte. Anscheinend braucht es die Überraschung, um mehr in Gang zu bringen. Die älteste Hirnforscher-Weisheit: Man kann sich nicht selber kitzeln.

Vor dem Eingang der Jochen-Schweizer-Arena fragt ein Schild: »Bist du bereit?« Auf dem Gelände steht ein Rennwagen, daneben ein Hubschrauber. Auch das Gebäude dahinter gibt sich dynamisch; seine Form ähnelt einem Propeller. Ich überlege: Bin ich bereit? Und vor allem: Bin ich hier richtig?

Ich kannte Jochen Schweizer bis jetzt nur als Pappaufsteller im Einkaufszentrum. Als Juror in der Fernsehshow *Die Höhle der Löwen*. Und als Mann hinter dem Motto »Du bist, was du erlebst«. Damit warb mal seine Firma, die Abenteuer verkauft. Jetzt also stehe ich hier, in Schweizers Erlebniswelt südlich von München. Denn es stimmt ja: Damit Gedächtnis entsteht, muss erst einmal etwas passieren. Vielleicht passiert in meinem Leben einfach nicht mehr genug.

Jochen Schweizer wundert sich nicht, dass ich Rat bei ihm suche. Klar, sagt er, »wir sind hier eine Erinnerungsfabrik«. Er selbst ist keiner, dem so leicht die Geschichten ausgehen. Wie er den Weltrekord im Bungeespringen aufstellte: tausend Meter in die Tiefe. Wie er als Stuntman mit dem Motorrad aus einem fliegenden Hubschrauber fuhr. Wie er sich selbst ein Bein brechen musste, um sich beim Wildwasserpadeln aus dem Kajak zu befreien. Heute nutzt er seine Erfahrung, um Abenteuer in bekömmlicher Dosierung anzubieten. Bei ihm kann man Panzer fahren, nach Wracks tauchen, mit der Kettensäge schnitzen ... Um die zehn Millionen solcher Erlebnisse hat er schon verkauft.

Der Abenteurer empfängt mich auf sicherem Boden, im Café seiner Arena. Er hat so viel Schwung, wie man sich das vorstellt, aber jetzt, mit 65, auch einen Hang zur Grübelelei. Mal zitiert er den Dalai Lama, mal Rudolf Steiner oder sich selbst. Diesen Herbst ist sein erster Roman erschienen, eine Geschichte darüber, wie man wird, was man ist.

Schweizer glaubt an etwas, das er »emotionales Gedächtnis« nennt. Wenn wir richtig leben, also etwas erleben, dann entstehen Gefühle, und diese formen uns. Die Erinnerung an das Erlebnis ist nur ein Nebeneffekt, quasi der Kassenzettel. Oft verschwindet sie aus dem Bewusstsein, um irgendwann wieder aufzutauchen – »vielleicht wenn man ums Lagerfeuer sitzt und Bärenfellgeschichten erzählt«.

Schweizer freut sich, als ich sage, dass die Forschung ihn da bestätigt: Je mehr man in einem Moment empfindet, umso stärker prägt er sich ein. Wobei, das weiß ich von Julia Shaw, stärker nicht besser heißt. Gerade unsere Das-werde-ich-nie-vergessen-Abenteuer haben sich oft anders zugetragen. Oder angefühlt, ergänzt Schweizer. Der Klassiker: Man geht zelten und wird von einem Gewitter überrascht. Es blitzt und donnert, es regnet rein, man erwacht mit dem Kopf in einer Pfütze. »Damals fand ich es richtig scheiße. Jetzt denke ich daran zurück und muss lachen: »Man, war das cool!« Ist das jetzt ein Gedächtnisfehler? Schweizer meint: ein Geschenk.

Noch eine Hirnforscher-Einsicht passt gut in die Arena: Die ersten Male prägen sich ein. Darum, hat mir Martin Korte erklärt, erinnern sich die meisten Leute am lebhaftesten an die Zeit von 17 bis 27. Damals haben sie einfach am meisten neu entdeckt. Und es ist gut fürs Gedächtnis, überhaupt fürs Gehirn, wenn man es auch später noch mit unbekanntem Erfahrungen fordert.

Ist das also Schweizers Rat an mich: Überrasch dich immer wieder selbst, dann kannst du später in Erinnerungen schwelgen? Es wäre wissenschaftlich fundiert und außerdem gut fürs Geschäft, trotzdem sagt er es nicht. Dieser Hunger nach dem Gewesenen scheint ihm suspekt zu sein.

Er zeigt mir das Silberkreuz unter seinem Pulli. Ein Talisman aus Afrika, das er mit 19 Jahren auf dem Motorrad durchquert hat. Er trägt ihn seitdem jeden Tag. Ein Symbol für die Freiheit, die er damals spürte – und dafür, dass nichts sie ihm jemals zurückbringen kann. »Sind Erinnerungen etwas, das wir haben? Oder etwas, das wir verloren haben?«

Die Antwort lässt Schweizer offen; so klingt es weiser. Aber eine neue Erfahrung bekomme ich mit auf den Weg: »Ich erfülle Ihnen den Traum vom Fliegen!« Er geleitet mich zum Windkanal, einer der Attraktionen in der Arena. Man kann ihn sich als Plexiglasröhre mit einem Gebläse darunter vorstellen; das pustet so stark, dass man schwebt. »Sie werden mit einem Grinsen rausgehen«, verspricht mir Jochen Schweizer.

Also, gegrint habe ich wirklich. Am meisten allerdings hinterher, als ich mir die Fotos anschaute. Sie zeigen mich mit schiefen Backen, die Druckluft hat sie verformt. Spaß macht das schon, und ich werde sicher lange daran denken. Nur war es überhaupt nicht so, wie man vom Fliegen träumt. Kein Gleiten, mehr ein verspanntes Schwimmen mit sehr unmajestätischen Absackern zwischendurch. Muskelkater kriegt man auch davon. Gegenfrage an Jochen Schweizer: Habe ich eine Erinnerung gewonnen oder einen Traum verloren?

Onkel Ernst lebt in unserem Gedächtnis weiter – früher fand ich diese Trostfloskel verlogen; heute verwende ich sie selbst, weil die Anlässe sich mehren. Und denke doch immer: Armer Onkel, du hast mehr verdient als mein löchriges Gedächtnis.

Es gibt mehr, zumindest für manche. Das ist das Verdienst von Valéria Milewski. Die Französin aus dem Loire-Tal ist keine Berühmtheit; sie schreibt keine Bestseller und liefert auch wenig Filmstoff. Aber sie hat es fertiggebracht, in den letzten 15 Jahren einen neuen Beruf zu erschaffen: Krankenhausbiografin. Die erste war sie selbst. Sie setzte sich zu den Sterbenskranken und notierte die Geschichte ihres Lebens – so gewissenhaft, wie Ghostwriter das für Prominente tun, doch auf Rechnung der Klinik, wo man erkannte, dass Erinnern den Patienten guttut. Manche tröstet es, zu sehen, wie reich ihr Leben war. Manche trauen sich erst jetzt, ihrer Familie zu zeigen, was in ihnen vorgeht. Andere sind bloß froh, noch einmal eine Aufgabe zu haben.

Viele dieser Memoiren bleiben unvollendet. Das sei nicht entscheidend, erklärt Valéria Milewski mir per Videokonferenz. »Am Anfang habe ich mich gewundert, warum manchen Patienten bei jedem Treffen etwas Neues einfiel, warum sie das

Projekt immer weiter in Gang hielten.« Es war die Angst vor dem Schlusspunkt. Das brachte Milewski auf die Idee, am Ende jedes Lebensbuches einige Seiten leer zu lassen – für das, was vielleicht noch kommt.

Valéria Milewski ist eine zierliche Frau von schwer zu schätzendem Alter. Eine frühere Museumsangestellte und Theaterautorin, die vor 15 Jahren beschloss, Erinnerungsretterin zu werden. Seitdem hat sie das Gedächtnis von Hunderten sterbenden Menschen bewahrt. Und Biografinnen ausgebildet, die an 26 Krankenhäusern, vor allem in Frankreich, ihre Arbeit weiterführen. Bald, sagt sie, kann man sogar studieren, was sie sich selbst beigebracht hat.

Wie hilft man einem Menschen dabei, sich zu erinnern? »Ich beginne mit einfachen Fragen: ›Wie hießen Ihre Großeltern? Was haben die für Sie gekocht?‹ Daraus kann sich alles entwickeln.« Während Milewski erzählt, schwant mir, wie selbstvernarrt meine eigene Spurensuche ist. Erinnerung entsteht doch durch Austausch. In unserem, nicht in meinem Gedächtnis soll Onkel Ernst weiterleben. In vielen Kulturen, erzählt Milewski, sei das ein Ritual: Die Familie feiert das Gedenken an die, die nicht mehr da sind. Bei uns nicht, »da ist der Tod etwas Obszönes«. Ihre Biografien helfen dabei, diese Lücke zu schließen.

Eine Krankenhausbiografin muss neutral sein, sagt Milewski. Ohne zu lenken, ohne zu werten, den Strom in Gang halten. Das klingt wie das, was Julia Shaw über Zeugenvernehmungen sagt. Nur geht es hier, im Krankenhaus, am Ende eines Lebens, nicht um die Wahrheit, sondern um die Chance, sich neu zu erfinden. Milewski sagt: »Ich prüfe nie, ob etwas stimmt.« Selbst wenn einer in seinen letzten Stunden das Blaue vom Himmel lügt, hält sie das für die Angehörigen fest. Dann werden sie es einmal lesen und denken: So war er, der alte Schwindler. »Die Erinnerung ist eine Geschichte, die man sich selbst erzählt. Sie mag nicht wahr sein, aber es spricht eine Wahrheit aus ihr.«

Das Buch meines Lebens, sage ich, hätte nicht viele Seiten. Die Krankenhausbiografin lacht: »Meins auch nicht, ich habe ein schlechtes Gedächtnis.« Das scheint

sie nicht zu bekümmern. Wer sagt denn auch, dass dicke Bücher automatisch die besseren sind? Das Credo des Hirnforschers Korte – wir sind Gedächtnis –, Milewski führt es weiter: Es geht nicht allein darum, woran wir uns erinnern. Auch wie wir das tun, macht uns besonders.

»Auf der Station war mal eine junge Frau. Die Ärzte hielten sie für debil. Es war nur ein Zufall, dass ich überhaupt zu ihr gelassen wurde. Sie sagte kaum etwas, lieb sich dann aber mein Notizheft und schrieb es die ganze Nacht lang voll. Am nächsten Tag war sie tot. Sie hatte keine Verwandten. Wir legten das Heft mit ihr ins Grab.«

Ich habe das mal ausprobiert mit den einfachen Fragen. Mein Großvater hieß Oppa, nur für mich. Und er kochte diese fantastischen, ölriefenden Reibekuchen. Sechs Stück davon habe ich manchmal geschafft, dann freute er sich. Sein rheinisches Platt, »Komm her, minne Jung«. Das Klopfen seiner Fingerkuppen auf die Holzlehne seines Sessels. An der rechten Hand fehlten ihm zwei Glieder; das fällt mir jetzt wieder ein. Ein Arbeitsunfall? Mama fragen. Vielleicht würde das Buch über mein Leben doch gar nicht so kurz.

Über Onur Güntürkün gibt es schon seit mehr als zehn Jahren eine Biografie. Ich konnte sie nicht lesen vor unserem Treffen an der Uni Bochum, man bekommt sie bis jetzt nur auf Türkisch. Aber was heißt »nur«? Ist ja erstaunlich genug, dass ein Wissenschaftler in der Lebensmitte schon so viel Neugier weckt – zumal, wenn er ein Fach vertritt, unter dem sich kaum jemand etwas vorstellen kann.

Güntürkün ist Biopsychologe. Er beschäftigt sich mit den erstaunlichsten Dingen, vom Fremdsprachentalent einer Taube bis zum Einparkverhalten von Frauen. Und wer ihm begegnet, versteht sofort, warum das Buch über ihn »Vitalität« heißt. Er kann unheimlich lebhaft erklären. Ob das Gebäck auf seinem Schreibtisch oder die Impfgegner in den Nachrichten – alles liefert ihm Beispiele für die Vorgänge in unserem Gehirn. Und dann ist da natürlich seine eigene Geschichte ...

Seine erste Kindheitserinnerung, von der er mal erzählte – vielleicht ist sie eine von denen, die der Erlebnisbauer Jochen Schweizer eine »verlorene« nennt. Güntürkün

kann sie recht genau datieren, »denn da konnte ich laufen«. Seit seinem fünften Lebensjahr kann er es nicht mehr – eine Polio-Infektion. Die Behandlung brachte ihn aus der Türkei nach Deutschland. Und wenn man kühn ein halbes Jahrhundert überspringt, dann könnte man sagen: Hier sitzt er nun im sechsten Stock an der Ruhr-Uni, nicht weit von der Voliere mit den Tauben, denen er viele seiner Erkenntnisse verdankt.

Was mich zu ihm geführt hat, ist vor allem dieser Satz: »Wenn wir Erinnerungen wachrufen, sind sie in Gefahr.« Der stand über einem Interview, das er vor zwei Jahren gab. Erinnern, sagt er dort, ist nie ein reines Abrufen, sondern immer ein Fort- und Um- und Überschreiben. Das sieht der Biologe Martin Korte kaum anders, wenn er unsere Erinnerungen mit Wikipedia-Einträgen vergleicht. Aber bei ihm klang das hoffnungsvoll, nach einer Weiterentwicklung. Güntürküns Zuspitzung dagegen hat mich ratlos gemacht. Wenn Erinnern zum Vergessen führt, wie komme ich dann zum Erinnern?

Güntürkün hat Spaß an Dialektik; seine Gedanken gehen oft über Bande. Aber nein, hier klappt das nicht; Vergessen führt nicht zum Erinnern. »Selbst wenn Sie es schaffen, eine Erinnerung einzukapseln und erst nach Jahrzehnten zu aktivieren, dann besteht die Gefahr, dass daran herumgeknabbert wurde.« Ich weiß – der Schuhkarton.

Ich stehe also vor einem Dilemma: Will ich meine Erinnerungen verformen, oder lasse ich sie mir entgleiten? Dass ich sie nicht einfach festhalten kann, ist kein Fehler meines Gedächtnisses. Den Fehler mache ich, indem ich es als eine Schatzkiste betrachte. Das Gehirn, sagt Güntürkün, ist eine hocheffiziente Überlebensmaschine. »Es nutzt die Vergangenheit, um Vorhersagen für die Zukunft zu machen.« Wertvoll für das Gehirn ist also, was einen Lernprozess auslöst. Darum geht Erinnern am besten mit Überraschungen oder starken Gefühlen.

Aber das ist es ja, maule ich; so etwas widerfährt mir immer seltener. Und hier wird es dialektisch. Ein Hirnforscher wie Güntürkün schließt daraus nämlich, dass mein

Gedächtnis gut funktioniert: Es hat über 52 Jahre hinweg alle Informationen gesammelt, die ich brauche, um quasi per Autopilot durch meinen Alltag zu steuern. Lernziel erreicht.

Der Professor stellt mir eine Gegenfrage: »Wollen Sie denn Ihr früheres Selbst sein?« Meine Erinnerungen aus der Studentenzeit haben einen Zweck erfüllt für den Menschen, der ich damals war. Selbst wenn sie noch alle greifbar wären wie die Daten auf dem alten PC, der auf dem Dachboden verstaubt – was täte ich dann mit ihnen? Die neuen überschreiben? Oder die neuen neben die alten stellen, als umständliche Versionsgeschichte?

Es gibt Menschen, die kaum etwas aus ihrem Leben vergessen, sogenannte HSAMs (*highly superior autobiographical memory*). Julia Shaw, die Kriminalpsychologin, hat mir von ihnen erzählt. Sie können aus dem Stegreif sagen, was sie an einem bestimmten Tag vor Jahrzehnten getan haben. Besonders froh stimmt sie das offenbar nicht. Diese Leute haben eine Neigung zu Depressionen und zur Langeweile – so vieles, was sich wiederholt. Güntürkün erwähnt Solomon Schereschewski, einen Journalisten aus den frühen Tagen der Sowjetunion. Er litt unter »Kaskaden von Erinnerungen, die ihn überfielen und beim Denken störten«. Manche hoffte er loszuwerden, indem er sie auf Zettel schrieb, die er dann verbrannte.

Güntürkün leitet seit vier Jahren den Forschungsbereich Extinktion. Dort geht es um das Verlernen nutzloser oder schädlicher Gedächtnisinhalte. Also ist es für ihn wohl Ehrensache, auch das Vergessen zu würdigen, als lebenswichtige, hochkomplexe Fähigkeit des Gehirns. Aber meine Angst davor kann er gut verstehen. »Meine Frau sagt gern: ›Getanzte Tänze kann mir niemand nehmen.‹ Doch das kann man leider – wenn sie sie vergisst. Ich hatte mal ein extrem gutes Gedächtnis. Jetzt bin ich 63 und mache mir Notizen, was ich früher immer hasste.«

Er hat ein Diagramm auf seinem Rechner, das zeigt, wie sich die kognitive Leistung von Menschen mit dem Alter entwickelt: Orientierung, Wortschatz und so weiter. Die Kurve für das Gedächtnis fällt so ziemlich am steilsten ab. Was aber erstaunlich

ist: Vor 20 Jahren fiel sie noch steiler. Wir vergreisen langsamer als unsere Eltern. Woran das liegt, wissen die Autoren der Studie auch nicht. »Aber wahrscheinlich hat das ganz viel mit dem Internet zu tun.« Heißt das, meine Erinnerung wird besser, wenn ich noch mehr am Rechner hänge? »Nicht, wenn Sie den ganzen Tag mit Tante Gerda skypen oder Elefantenbilder anschauen.« Es gehe darum, sein Gehirn immer wieder mit etwas Unerwartetem zu konfrontieren. Das Netz sei einfach ein bequemer Ort dafür.

Mir kommt ein seltsamer Gedanke. Vielleicht ist es ja mit dem Vergessen wie mit dem Cholesterin: Es gibt ein schlechtes – den geistigen Verfall. Und ein gutes, das ihm entgegenwirkt. Das Platz macht im Kopf für Neues, für das, was einen jung hält.

Güntürkün denkt laut. Ich höre ihn sagen: »Musste ich früher nichts notieren, oder habe ich das vergessen?«

Etwas an diesem Gespräch gab mir ein Déjà-vu. Jetzt auf der Fahrt zurück aus Bochum fällt es mir wieder ein. Ein Essay von Umberto Eco, den ich in meinen Studententagen las: *An Ars Oblivionalis? Forget it*. Die Pointe war, glaube ich, dass eine Kunst des Vergessens nicht funktionieren kann. Denn wenn sie es täte, verschwände sie ja gleich mit. Ich müsste noch mal nachlesen. Vielleicht liegen die kopierten Seiten sogar in meinem Schuhkarton hinten im Kleiderschrank. Aber den rühre ich so bald nicht wieder an.

Seit dieser Gedächtnisreise mache ich meinen Frieden mit dem Vergessen. Erinnerung ist eine Kunst – und oft eine sehr schöne, aber kein *L'art pour l'art*. Wie Martin Korte es gesagt hat: »Man kann keine zwei Leben leben.« Und ich liege nicht im Krankenhaus und erzähle Valéria Milewski von meiner Biografie; ich möchte noch mehr vom ersten.

Ob das mit dem Tagebuch hilft, kann ich leider nicht sagen. Ich habe nicht lange durchgehalten, nicht mal in den Funklöchern. Fotos löschen geht besser. Da stößt

man immer auf etwas, das einen belohnt. Auf dem hier fährt meine Tochter zum ersten Mal Rad. Ziemlich verwackelt, ich rannte ja hinter ihr her und schrie wie ein Depp: »Treten! Treten!«

Wie ich es selbst als Junge lernte, weiß ich schon längst nicht mehr. Fahren kann ich trotzdem noch. Vielleicht ist das mit vielem so: vergessen, aber nicht fort.

Und noch was: Die Geschichte vom Ehepaar, das einen Witz erzählt, stammt gar nicht von Loriot. Meine Freundin sagt, die ist von Tucholsky.

ZEIT am Wochenende 15/2022

Wir haben vergessen, zu vergessen

Beinahe jedes Foto von uns ist heute online. Was macht das mit Erinnerungen? In den Zehnerjahren wurde es schwer, die Kindheit zu vergessen und die Jugend zu verklären.

Von Wenke Husmann

Ellias Klamotten sind bräunlich durchtränkt. Sie hat sich in die Hosen gemacht. Hinten, am Rücken, kann man das auf dem Facebook-Foto von ihr gut sehen. Da steht auch, dass ihr das heute bereits zum zweiten Mal passiert ist. Was im Grunde keiner besonderen Aufmerksamkeit bedürfte, Ellia ist erst wenige Wochen alt. Doch ihre Mutter hat das Foto ins Netz hochgeladen, wo es nun für alle zugänglich ist, wie so viele andere des kleinen Mädchens und seiner ebenso kleinen Schwestern. Die Eltern pflegen die Seite seit Jahren. Millionen sollen ihnen folgen. Sie wollen damit anderen Eltern einen realistischen, alles andere als perfekten Einblick in ihr Familienleben geben, schreiben sie dazu. Die beiden wirken, das sollte man vielleicht noch erwähnen, durchaus sympathisch.

Noch vor zwei Jahrzehnten wäre vermutlich niemanden eingefallen, für solch alltäglichen Verrichtungen wie die der kleinen Ellia eine Kamera aufzustellen. Zwar gibt es schon seit Jahrzehnten vergleichsweise günstige Geräte, doch bis kurz nach der Jahrtausendwende musste damit noch zum Drogeriemarkt gegangen werden,

um Abzüge herstellen zu lassen. Auch Ellias Eltern hätten also mutmaßlich nichts von dem Geschehen fotografiert oder gefilmt, geschweige denn den Film zum Entwickeln getragen, um ihn dann, noch später, im Wohnzimmer vorzuführen. Wem auch? Doch heute hat jeder Erwachsene immer ein Handy mit Kamera zur Hand, und die Bilder sind ohne Aufwand und praktisch ohne zeitliche Verzögerung online zu stellen. Vor zwanzig Jahren wäre Ellia die spätere Konfrontation mit ihrem jüngeren Ich mutmaßlich erspart geblieben. Oder falls ihre Eltern doch damals schon auf den Gedanken gekommen wären, das Desasterchen zu fotografieren, hätte das Mädchen diese Bilder ein paar Jahre später sorgfältig zerreißen und ins Klo spülen können. Heute werden sie vermutlich online bleiben. Vermutlich für immer. Was wird das eigentlich mit Ellia und all den anderen Kindern machen?

Der Frage hat die amerikanische Medienwissenschaftlerin Kate Eichhorn 2019 sogar ein ganzes Buch gewidmet. *The End of Forgetting* heißt es. Klingt das nicht ein wenig dramatisch? Bereits im ersten Jahr nach dem Start von Google Photos im Frühjahr 2015 nutzten 200 Millionen Menschen den Service monatlich und luden insgesamt 13,7 Petabytes Daten von Fotos hoch. Man bräuchte Jahrhunderte, die alle durchzuschauen. Aber Google hat diese Bilder mit zwei Billionen Labels gekennzeichnet und für jeden ganz einfach durchsuchbar gemacht. »Baby« gehört laut Eichhorn zu den häufigsten Tags. Sie zitiert aus einer britischen Umfrage, aus der sich hochrechnen lässt, dass von fast jedem Vorschulkind online bereits rund 1.000 Fotos im Umlauf sind. Man kann also durchaus Eichhorns Meinung sein, dass die Frage relevant ist, ob und wie die Omnipräsenz unserer Bilder beeinflusst, wie wir uns künftig an uns selbst erinnern werden. Ob Vergessen noch möglich ist.

Friedrich Nietzsche pries das Vergessen als »*tabula rasa* des Bewusstseins, damit wieder Platz wird für Neues«. Es garantiere die Aufrechterhaltung der seelischen Ordnung und Ruhe. Ohne Vergessen, so Nietzsche, kein Glück, keine Hoffnung, kein Stolz. Ohne Vergessen, philosophierte er, keine Gegenwart.

Moderne Neurowissenschaftler geben ihm recht: Das Gehirn vergisst – und zwar mit voller Absicht. Wie es das bewerkstelligt zwischen präfrontalem Kortex und

Hippocampus, beschreiben beispielsweise Michael Anderson und Simon Hanslmayr und benennen auch gleich den Nutzen: Um positive Emotionen, den Glauben an bestimmte Sachverhalte und Vertrauen aufrechtzuerhalten, sagen sie, kann es erforderlich sein, den Zugang zu Erinnerungen, die diesen Zustand untergraben könnten, zu erschweren. »*Not all memories are equally welcome in awareness.*« Sie hätten auch schreiben können: »*Nietzsche was right.*« Ihre Kollegen Donna Bridge und Joel Voss wiesen darüber hinaus mithilfe eines MRT nach, dass unser Gehirn diese Erinnerungen obendrein »editiert«, also umformt.

Die Erkenntnis führt direkt zurück zu Sigmund Freud, dem Tiefenbohrer unseres Ichs. Er hat bereits vor gut einem Jahrhundert dieses Editieren beschrieben und ein Konzept entwickelt, um es psychologisch zu erklären. Er stellte in Gesprächen mit seinen Patienten – und vermutlich auch bei sich selbst – fest, dass wir uns in erinnerten Kindheitsszenen typischerweise in der Mitte sehen und wie von außen betrachten. Wir erinnern uns also aus einer Perspektive, die wir so unmöglich tatsächlich erlebt haben können. Es ist vielmehr ein Bild, das wir von uns selbst erstellen. Jedes Kind und jeder Jugendliche hat also wohl schon immer auf einer psychischen Ebene Bilder von sich angefertigt – auch lange bevor Kinder und Jugendliche selbst Zugang zu Kameras hatten, um reale Bilder, also Fotografien, von sich zu machen.

Diese selbstinszenierten, erinnerten Bilder von uns sind typischerweise fragmentarisch. Die Bruchstücke verschieben wir dann zeitlich und räumlich und kombinieren sie mit anderen, banaleren Bruchstücken unserer Erinnerungen neu. Und warum? Aus Scham, sagt Freud. Scham wiegt ihm zufolge schwerer als der dokumentarische Nutzen, den korrektes Erinnern mit sich brächte. Der Selbstschutz des Ichs, des stolzen Ichs, ist offensichtlich wichtiger. Mit dem Umformen unseres erinnerten Selbstbilds machen wir Schweres leicht, Unerträgliches erträglich. Am Ende erschaffen wir so – aus Erinnern, Verformen, Vergessen – unsere Identität.

Wenn der Psychiater Birger Dulz vor Kurzem in der ZEIT feststellte, dass uns derzeit kollektiv das Gefühl der Identität abhandenkommt, hat das womöglich auch

damit zu tun, dass sich diese Identität heute nicht mehr nur ausschließlich unter unserer eigenen Kontrolle formt: als Summe all dessen, was wir selbst erinnern. Wir leben vielmehr in einer Welt, in der die Omnipräsenz von Bildern, die unser früheres Leben unverändert festhalten, diesem Schutzmechanismus entgegenwirkt.

Nun sind es aber gerade Jugendliche, die intensiv mit ihrer Identität beschäftigt sind. Sie ist noch besonders fluid. In dem Alter haben viele gleich mehrere Bilder von sich im Kopf, sie wollen sie ausprobieren, sich hier mit einer Gruppe identifizieren, dort von einer anderen abgrenzen. Neben dem editierten Erinnern ist in diesem Alter Selbstgestaltung ein wichtiger Faktor beim Entwickeln der eigenen Identität, sagen Entwicklungspsychologen. Experimentieren gehört unbedingt dazu.

Es ist also rein gar nichts Ungewöhnliches dabei, wenn sich ein Fünfzehnjähriger einen langen Stock schnappt und damit ganz wie ein stolzer Jedi-Ritter den Kampf mit dem Lichtschwert übt. Es kümmert ihn nicht, dass es nicht so geschmeidig aussehen mag wie in diesen Filmen. Ghyslain Raza hat sich trotzdem dabei gefilmt und vermutlich keinen Gedanken daran verschwendet, dass ihm dieses Filmchen Jahre später dämlich erscheinen könnte oder peinlich. Er hätte es ja niemanden zu zeigen brauchen oder nur ein paar Freunden, um einmal gemeinsam zu lachen.

Denn was man als Jugendlicher so getrieben hat, steht in unserer Gesellschaft seit jeher unter besonderem Schutz. Es wird bis zu einem gewissen Grad toleriert, dass man Dummheiten macht, mal über die Stränge schlägt, Identitäten ausprobiert. Eine Jugendliche oder ein Jugendlicher musste bislang mit vergleichsweise geringen Konsequenzen rechnen. Auf der Suche nach der eigenen Identität und nach dem, was im Leben für sie zählt, schrieb die Soziologin Sherry Turkle noch kurz vor der Jahrtausendwende in ihrem Buch *Life on the Screen: Identity in the Age of the Internet*, wird Jugendlichen das Recht eingeräumt, gewisse Risiken einzugehen. Ein Lichtschwertkampf ist dabei so was von harmlos.

Doch aus dem Video, dass Raza 2001 aufnahm, wurde nur wenige Monate später so etwas wie das erste Internet-Meme. Schulkameraden hatten die Kassette gefun-

den, in digitale Daten umgewandelt und ins Internet hochgeladen. Der läppische, intime und daher irgendwie peinliche Moment existiert seitdem nicht nur unverzerrt und ungeschönt weiter – das hätte er letztlich auch auf einem Polaroid, einem Super8-Film oder eben der Videokassette getan –, weil er über soziale Medien geteilt wurde, hatte das Ausprobieren für Raza viel weitreichendere Konsequenzen.

Der Junge war von da an das »Star Wars Kid« und wurde aufs Gemeinste gemobbt. Er wechselte die Schule, begab sich in psychiatrische Behandlung, seine Eltern verklagten die Schulkameraden. Es hat nicht viel genützt. Raza blieb das Star Wars Kid, das jeder, auch Jahre später, als er in eine andere Stadt gezogen war und studierte, jederzeit erkennen konnte. 27 Millionen Mal sollen auf YouTube sein Video oder eines der vielen daraus neu zusammengebastelten angeklickt worden sein. Vergessen ist für Raza nicht möglich. Am Ende hat er es aufgegeben, gegen die ihm von außen aufgezwungene Erinnerung anzukämpfen und hat sie zu einem Teil seiner Identität gemacht. Er hat Jura studiert und ist heute Anwalt für Mobbing-Opfer.

Razas Fall ist natürlich extrem und unterscheidet sich grundsätzlich von den vielen Jugendlichen, die sich ganz absichtsvoll eine eigene Identität im Netz aufbauen, auf YouTube oder Instagram. Auch sie probieren aus, inszenieren sich aber sehr bewusst und viele wissen genau, dass ihr On-Ich nicht identisch mit ihrem Off-Ich zu sein hat. Sie wollen auf einer Bühne stehen, aber das ist eben nicht dasselbe, wie selbst öffentlich zu sein.

Nein, soziale Medien sind durchaus eine großartige Möglichkeit für Jugendliche. Nie zuvor war es ihnen so einfach möglich, sich selbst und ihr Leben aus ihrer eigenen Perspektive darzustellen und diese Sichtweise auch mit der Familie und Freunden oder eben Millionen Unbekannten zu teilen.

Die Fragen bleiben dennoch: Wenn das Internet nun so viele Bilder und Erinnerungen aufzeichnet, wird dann das Vergessen und Überformen eher die Ausnahme werden? Falls ja, werden künftige Erwachsene dann die Fähigkeit verloren haben, schlechte oder einfach nur peinliche Erinnerungen in harmlose, erträgliche Frag-

mente umzuwandeln? Verlieren wir unseren Selbstschutzmechanismus? Ist das womöglich der Preis, um uns endlich schier unbegrenzt selbst inszenieren zu können und dies auch mitzuteilen? Keiner kann das heute schon genau absehen. Erwachsene riskieren wohl nur, dass Jugendliche vorsichtiger werden, weniger Ungewohntes, Unbequemes, Neues zeigen und sagen. Das allein wäre schon ein Verlust. Für Kinder und Jugendliche steht mehr auf dem Spiel.

Erwachsen werden bedeutet eben nicht nur Wissen und Erfahrung anzuhäufen und im gleichen Maße das eigene jüngere Ich zu vergessen. Es bedeutet auch, von anderen vergessen zu werden. Das hat auch die Rechtsprechung erkannt. 2012 sagte Viviane Reding, damals Vizepräsidentin der Europäischen Kommission: »Es ist daher wichtig, EU-Bürger zu ermächtigen, vor allem Teenager, ihre eigene Identität online zu kontrollieren.« Und als 2018 die Datenschutz-Grundverordnung in Kraft trat, enthielt sie einen gesonderten Absatz für Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren. Auch die deutschen Verfassungsrichter hatten sich schon 2014 mit dem Vergessen beschäftigt. Sie attestierten ihm eine gesellschaftspsychologische Dimension: »Zur Freiheit gehört es, persönliche Überzeugungen und das eigene Verhalten (...) fortzuentwickeln und zu verändern.« Es müsse daher auch das Recht auf die Chance geben, »Irrtümer und Fehler hinter sich zu lassen«.

Für den niederländischen Rechtstheoretiker Bert-Jaap Koops begründet sich dieses Recht ethisch. Jedes Individuum sollte die Freiheit haben, sich im Zuge der Selbstverwirklichung individuell und ohne Angst vor künftigen negativen Konsequenzen im Hier und Jetzt ausdrücken zu können. Genau das meinten die Karlsruher Richter wohl, als sie den fast schon poetischen Satz formulierten: »Die Möglichkeit des Vergessens gehört zur Zeitlichkeit der Freiheit.«

Die einschneidende Veränderung, die das ewig scharfe Konservieren aller Erinnerungen in den sozialen Netzwerken mit sich bringt, ist, dass wir sie nicht hinter uns lassen können. Es liegt schlicht nicht in unserer Macht. So ist es wahnsinnig praktisch und für die Mehrheit der jungen Menschen wohl auch schön, sämtliche Kontakte mit sich zu tragen, sobald sie irgendwann ihr Elternhaus verlassen. Keiner muss

mehr auf einen neuen Festnetzanschluss warten oder gar herumreisen, um mit Familie und Freunden weiterhin in engem Austausch zu bleiben. Doch wenn man nun doch mit der Kindheit und Jugend brechen will? Radikal oder auch nur mit einzelnen Personen? Für jeden, der einen echten Neustart wünscht oder braucht, ist ein solcher schon seit ein paar Jahren sehr aufwendig. Es braucht neue Accounts, Mailadressen, Pseudonyme. Das Taggen von Fotos mittels Gesichtserkennung macht es nun beinahe ganz unmöglich. Niemand ist nur mehr ein Gesicht in der Menge. Mag das für die einen nur lästig sein, kann es für andere traumatisch werden.

Ungefähr jede fünfte amerikanische Collegestudentin (und jeder 15. Student) gibt an, schon einmal sexuell bedrängt oder gar genötigt worden zu sein. Das ist schlimm genug. Noch schlimmer kann es heute werden, wenn davon Bilder gemacht und in Umlauf gebracht werden. Das potenziert für die Opfer die schmerzvolle Erfahrung. Zwar verfolgen die Bilder von solchen Taten die Opfer immer schon in deren Erinnerungen. Doch diese Erinnerungen wurden zum einen mit der Zeit vom Gedächtnis bearbeitet, und zum anderen gehörten sie sozusagen einem selbst. Was im schlimmsten Fall passieren kann, wenn sie in ihrer ursprünglichen Version und für jeden sichtbar weiterexistieren, zeigte 2013 der Tod einer 17-jährigen Amerikanerin. Mit 15 war sie auf einer Party betrunken vergewaltigt und dabei fotografiert worden. Doch in ihrem Umkreis galt sie auf einmal als »*Slut*«. Dazu kam ein Versagen der Behörden, den Fall gründlich zu untersuchen. Das Mädchen wechselte die Schule, ließ sich psychiatrisch behandeln. Es nutzte tragischerweise nichts. Siebzehn Monate später beging sie Suizid.

Wäre es ein Polaroid gewesen, das rumgereicht worden wäre, wäre auch das schlimm gewesen. Doch es ist plausibel anzunehmen, dass die Unmittelbarkeit und die Reichweite, mit denen sich das Bild im Netz verbreitete, zu dem Unglück entscheidend beitrugen. »Digitale Medien«, schreibt Kate Eichhorn in ihrem Buch, »vergeben nicht und vergessen nicht.«

Besonders optimistisch sieht die Medienwissenschaftlerin dabei nicht in die Zukunft. Weil Jugendliche und Kinder laut Eichhorns grober Schätzung ein Drittel

aller Internetnutzer stellen. Deren Beitrag zum Datenvolumen ist für Unternehmen wie Facebook und Google ökonomisch entscheidend. Als Facebook 2012 Instagram kaufte, hatte der Bilderdienst gerade mal 13 Mitarbeiter. Das soziale Netzwerk gab dennoch eine Milliarde Dollar aus – so wertvoll waren ihm die Daten der Bilder und die technische Möglichkeit, deren Inhalte zu kennzeichnen. Kinder und Jugendliche dabei zu unterstützen, ihre Daten zu löschen, ein Vergessen zu erleichtern, liegt wirklich nicht im Interesse dieser Unternehmen.

Gut möglich also, dass neue Unternehmen die Notwendigkeit des digitalen Vergessens zur Geschäftsgrundlage erheben: Die säubern dann gegen Geld den digitalen Fußabdruck oder überdecken ihn zumindest mit neu inszenierten Seiten auf LinkedIn, wenn es für die jungen Erwachsenen irgendwann ans Bewerben geht. Dabei bleibt jedoch klar: In der digitalen Welt wird jedes Bild festgehalten und durchsuchbar gemacht und kann auch jederzeit an jedem Ort wieder aufpoppen.

Keiner kann die Langzeitfolgen wirklich absehen, dazu ist das Phänomen noch immer zu jung. Aber erstmals in der Geschichte der Menschheit wird es wohl nicht mehr nur darum gehen, noch mehr dokumentieren, speichern und erinnern zu können. Sondern darum, unsere Fähigkeit, zu vergessen, auszubauen.

ZEIT ONLINE, 29. Dezember 2019